

ANN GRANGER



DASS SIE STETS BÖSES MUSS GEBÄREN

FRAN VARADYS VIERTER FALL



be THRILLED

Er neigte den Kopf zur Seite wie ein Vogel – es schien eine Marotte zu sein – und musterte mich mit einem weiteren seiner eigenartigen Blicke. »Wer hat Ihnen gesagt, dass Ihre Mutter tot ist?«

Ich wusste nicht, was ich antworten sollte. Niemand hatte es gesagt. Ich nehme an, dass ich als Kind irgendwann einfach für mich beschlossen hatte, dass sie tot sein müsse. Sie war niemals nach Hause zurückgekehrt, um nach mir zu sehen. Der Tod war die einzige akzeptable Erklärung.

Später nahm ich an, dass ich für sie wahrscheinlich genauso tot sein müsste wie sie für mich, selbst wenn wir beide noch lebten. Die Vorstellung, dass meine Mutter als Wesen aus Fleisch und Blut in mein Leben eintreten könnte, war selbst für meine Träume zu unglaublich geworden. Ich konnte es nicht fassen. Es musste sich um einen verdammten Trick handeln. Wer steckte dahinter, und was erhoffte sich dieser Hintermann davon? Ich hatte nicht die geringste Ahnung. Doch das war die Lösung, es musste die Lösung sein! Ich klammerte mich an diese Erklärung, indem ich ihn anherrschte: »Wer hat Ihnen diesen Mist erzählt? Was ist das für ein Spiel? Wenn Sie glauben, dass ich nicht im Stande wäre, mit einem schleimigen kleinen Mistkerl wie Ihnen fertig zu werden, dann sind Sie gewaltig auf dem Holzweg, Mister! Ich mag es nicht, wenn jemand versucht, mich übers Ohr zu hauen, und ich habe mich bisher immer erfolgreich gewehrt.«

Noch während die Worte aus meinem Mund drangen, wusste ich in irgendeiner dunklen Ecke meines Herzens, dass sich alles genauso herausstellen würde, wie er es gesagt hatte. *Sie* hatte ihn beauftragt. *Sie* hatte ihn geschickt. Jede andere Erklärung ergab keinen Sinn. Sie war aus meinem Leben verschwunden, und heute, nach all den Jahren, an diesem kalten, bedeckten, trüben Februarmorgen am Kanal war sie wieder in mein Leben getreten in der Gestalt einer traurigen Witzfigur von Privatdetektiv. Wie konnte sie es wagen, mir das anzutun? Und warum?

Clarence Duke sah aus wie ein Mann, dem großes Unrecht angetan wird. »Sie haben mich gefragt«, greinte er. »Also hab ich's Ihnen gesagt. Sie wollten es schließlich wissen. Es ist immer wieder das Gleiche! Die Leute sagen, sie wollen die Wahrheit hören, und wenn sie die Wahrheit hören, verlieren sie die Fassung und werden aggressiv und schreien. Es war Ihre Mutter, die mich beauftragt hat, und niemand sonst. Es ist mein Job, wissen Sie? Ich erledige diese Art von Jobs für andere Leute, die sie nicht selbst erledigen können. Sie wollte, dass ich nach Ihnen suche, und das habe ich getan. Für mich ist es nichts weiter als ein Job, okay? Sie müssen mich deswegen nicht persönlich angreifen. Was kann ich dafür, ob Sie darüber glücklich sind oder nicht?«

Da war etwas dran. Ich hatte kein Recht, meine Wut an ihm auszulassen. Er war ein bezahlter Schnüffler, ein Bote, genau wie er gesagt hatte. Er erledigte Jobs für Leute, die diese Jobs nicht selbst erledigen konnten. Er machte genau die gleiche Arbeit, die ich ebenfalls zu tun mich brüstete. Die Vorstellung, Clarence als Kollegen zu betrachten, gefiel mir trotzdem ganz und gar nicht, und ich wage zu behaupten, dass er mich wohl auch nicht als Kollegin hätte haben wollen. Doch ich schuldete ihm zumindest den grundlegenden Respekt von einem Profi zum anderen (Fast-Profi). Außerdem hatte er keinen Grund, mich anzulügen. Ich sollte froh sein, dass es so war – hätte er einen, würde mir das gewiss nicht

weitergeholfen haben. Trotzdem. Ich wollte nicht mehr erfahren. Keine weiteren Fragen, und vor allen Dingen – keine weiteren schmerzlichen Antworten.

Wir standen noch immer am Leinpfad. »Bis hierher und nicht weiter«, sagte ich schließlich. Ich zitterte am ganzen Leib. Ich konnte nichts dagegen tun. Ich musste mich zwingen, ruhig zu reden, doch in mir hatte sich ein Druck aufgebaut, dass ich das Gefühl hatte, jeden Moment explodieren zu müssen.

»Geben Sie mir noch eine Minute, Fran ...« Er hob beschwörend die Hände.

»Nein!«, brüllte ich ihn an. »Sie haben Ihren Job erledigt, genau wie Sie sagten. Jetzt lassen Sie die Sache auf sich beruhen und verschwinden Sie!«

Bonnie, die gehört hatte, wie ich immer lauter geworden war, kam mit hoch aufgestellten Ohren zurückgerannt und blickte sich mit aufmerksamen braunen Augen nach der Ursache für die Schwierigkeiten um, in denen ich offensichtlich steckte. Sie beschloss, dass Clarence dafür verantwortlich war, und stürzte sich mutig auf seine Laufschuhe.

»Rufen Sie den Hund zurück!«, greinte er, indem er umhertanzte, um Bonnies spitzen Zähnen zu entgehen. »Ich mag keine Hunde! Ständig werde ich von irgendwelchen Kötern gebissen!«

»Die Tiere spüren, wenn etwas faul ist«, entgegnete ich. »Verschwinden Sie, bevor ich Sie beiße!«

Ich wandte ihm den Rücken zu, pfiiff nach Bonnie und ging davon, so schnell ich konnte, ohne zu laufen. Ich hörte, wie er hinter mir herstapfte. Er war so anhänglich wie ein Schleimbeutel.

Ohne mich umzuwenden, sagte ich: »Wenn Sie nicht machen, dass sie wegkommen, schubse ich Sie in den Kanal und trete Ihnen auf die Finger, wenn Sie versuchen, wieder rauszuklettern. Selbst wenn Sie schwimmen können, in dem Wasser gibt es genügend Bazillen, dass Sie einen Monat lang nicht mehr vom Lokus kommen.«

»Sie hat gesagt, dass Sie aufgebracht reagieren würden«, meinte er.

»Aufgebracht?« Ich wirbelte zu ihm herum, und er brachte sich mit einem hastigen Satz aus meiner Reichweite. Die Nachricht, die er überbracht hatte, war nichts, was mich aufgebracht hätte. Sie war vielmehr niederschmetternd. Alles, was ich mir in den letzten vierzehn Jahren aufgebaut hatte, jedes kleine Steinchen in der Mauer, die mich vor der Tatsache schützte, dass ich als Kind von meiner Mutter verlassen worden war, dass sie einfach weggegangen und nie wieder zurückgekehrt war, dass sie mir nicht einmal eine Geburtstagskarte geschickt hatte, die ganze Mauer bröckelte und stürzte ein. Ich hatte keinen Fixpunkt mehr. Ich war nicht die Fran Varady, die ich zu sein geglaubt hatte, ohne Familie, seit Dad und Großmutter Varady gestorben waren. Sie lebte, sie war in der Nähe, und sie hatte sich vermittels dieses kleinen, hageren Wichts mit seinen schäbigen Visitenkarten an mich gewandt. Warum? Wollte sie etwas von mir? Ich hatte weder etwas, das ich ihr geben konnte, noch hatte sie irgendetwas, das ich gewollt hätte.

»Ich bin mehr als aufgebracht, Clarence«, brachte ich schließlich einigermaßen gelassen hervor, obwohl er ohne Zweifel die Wut in meiner Stimme bemerkte und vielleicht auch den Schmerz. »Ich bin außer mir vor Empörung! Riskieren Sie nicht Ihr Glück, mein Freund. Gehen Sie zurück und sagen Sie ihr, dass Sie mich gefunden haben. Sie haben Ihren Job erledigt.«

»Sie möchte, dass Sie zu ihr kommen, Fran.« Sein Tonfall war besänftigend.

»Aber ich möchte sie nicht sehen! Sagen Sie ihr das. Sie hatte vierzehn Jahre Zeit, sich bei mir zu melden und mich zu besuchen. Sie hätte mich besuchen können, als ich acht gewesen war und eine Bronchitis hatte. Oder Windpocken mit zwölf oder bei einer Schulaufführung oder nachdem Großmutter Varady und Dad gestorben waren und mein Vermieter mich einfach auf die Straße gesetzt hat, als ich gerade sechzehn Jahre alt geworden war ...«

Ich wusste, dass ich meine kühle Haltung zu verlieren drohte. Es kostete mich große Anstrengung, sie zurückzugewinnen. »Sagen Sie ihr«, fuhr ich nach einer kurzen Pause fort, »sagen Sie ihr, dass es Zeiten gegeben hat, da sie mich hätte sehen können und ich außer mir vor Freude gewesen wäre, doch diese Zeiten wären vorbei, und für sie wäre dieser Zug abgefahren.«

»Sie liegt im Sterben, Fran«, sagte er und blickte mich aus wässrigen kleinen grauen Augen an.

»Das ist eine verachtenswerte Masche, Clarence«, brüllte ich ihn an. »Wenn Sie mich schon anlügen müssen, dann denken Sie sich etwas Besseres aus!«

»Es ist die Wahrheit, ich schwöre es! Sie liegt in einer Sterbeklinik. Sie leidet an Leukämie.«

»Ist das die Wahrheit?«, hörte ich mich selbst fragen.

»Die absolute Wahrheit«, antwortete er. »Was soll ich ihr also sagen? Werden Sie zu ihr gehen?«

»Wirst du zu ihr gehen?«, fragte Ganesh.

Ich hatte ihm alles über den Paukenschlag erzählt, den Clarences Botschaft in mir ausgelöst hatte. Nicht direkt. Ich war zuerst nach Hause gegangen, nachdem ich Clarence Duke unten am Kanal hatte stehen lassen, und eine Ewigkeit in meiner Garage herumgesessen, um nachzudenken – oder es zumindest zu versuchen. Meine Gedanken wirbelten wie verrückt durcheinander. Schließlich wurde ich mir bewusst, dass irgendjemand mit mir redete. Ich bemühte mich, wieder klar zu sehen, und erkannte Ganesh, der vor mir in der Hocke saß und mich aus seinem von schwarzen langen Haaren eingerahmten Gesicht sorgenvoll musterte.

»Was ist los?«, fragte er. »Komm schon, Fran, was ist passiert?« Er streckte die Hand aus und legte sie mir auf den Arm.

Also erzählte ich ihm die Geschichte. Ich erzähle Ganesh so gut wie alles, und er hat in der Regel immer guten Rat, auch wenn ich ihn häufig nicht annehme. Doch diesmal hatte ich Rat so dringend nötig wie noch nie zuvor.

»Du solltest in Ruhe darüber nachdenken«, sagte er. »Schlaf darüber. Komm heute Abend rauf zu uns in die Wohnung und iss mit uns. Du kannst ein wenig Gesellschaft vertragen, schätze ich.«

Sie schlossen den Laden um acht, und als ich kurz vor neun nach oben in die Wohnung ging, briet Onkel Hari in der Küche Zwiebeln und verfolgte gleichzeitig auf dem kleinen Fernseher irgendein episches Video.

»Wie fühlst du dich jetzt?«, fragte Ganesh.

»Ich bin noch immer ganz aufgewühlt. Ich will sie nicht sehen, Gan. Ich weiß, es klingt gemein, wo sie doch so krank ist, aber was habe ich ihr schon zu sagen?«

»Vielleicht möchte sie dir irgendwelche Dinge sagen?«, schlug er vor.

»Ich will sie nicht hören. Was kann sie schon tun? Sich entschuldigen? Man kann sein Kind nicht einfach sitzen lassen und sich dann Jahre später entschuldigen, als wäre nichts gewesen.«

»Warum nicht?«, fragte Ganesh. »Was kann sie sonst sagen? Jeder bedauert irgendwelche Dinge, die er getan hat. Wenn man sie nicht aus der Welt schaffen kann, dann kann man demjenigen, dem man es angetan hat, nur sagen, dass es einem Leid tut. Weiter nichts. Weißt du denn, warum sie es getan hat?«

»Nein«, antwortete ich. »Ich habe immer wieder über ihre Ehe mit Dad nachgedacht, seit ich erwachsen geworden bin, und ich sehe, dass sie alles andere als perfekt war. Dad war ein lieber, freundlicher, glücklicher Mann, selbst wenn er nicht das gewesen sein mag, was man einen guten Versorger nennt. Er hatte immer eine Menge Ideen, nur dass sie irgendwie nie funktioniert haben. Trotzdem, er hat sie geliebt, und genauso ...« Die nächsten Worte blieben mir in der Kehle stecken.

»... genauso hast du sie geliebt«, beendete Ganesh den Satz für mich.

»Ja. Kleine Kinder lieben ihre Mütter. Aber Mutter hat uns nicht geliebt, oder? Insbesondere hat sie sich offensichtlich einen Dreck daraus gemacht, was aus mir wird, sonst hätte sie mich mitgenommen.«

»Kommt drauf an, wohin sie gegangen ist«, sagte Ganesh.

»Oder mit wem!«, schnappte ich zurück. Ich war es leid, dass er ständig für sie Partei ergriff.

»War denn ein anderer Mann darin verwickelt?«

Ich sagte ihm, dass ich es nicht wüsste, dann nickte ich in Richtung Küche. »Erzähl Onkel Hari nichts davon, okay? Er wird sich nur unnötig Sorgen machen.«

Ganesh grinste flüchtig. »Woher weißt du das?«

Ich ließ mich tief in das alte, weiche Sofa sinken, die Arme fest über der Brust verschränkt, die Knie zusammengepresst, nicht ganz in der fetalen Position, aber fast. Ich war verängstigt, verunsichert, wusste irgendwie, was ich zu tun hatte, auch wenn ich mir von ganzem Herzen wünschte, ich könnte dem Zusammentreffen mit meiner Mutter irgendwie entgehen, während ich mir zugleich bewusst war, dass ich ihm unausweichlich entgegensteuerte. Ganesh saß in der anderen Ecke, vorgebeugt, mit den Unterarmen auf den Oberschenkeln und verschränkten Händen, während er mich besorgt musterte. Trotz seiner Fähigkeit, stets den Anwalt des Teufels zu spielen, wusste er in diesem Fall auch nicht so recht, was zu tun war.

Nachdem wir gegessen hatten, verschwand Hari in seinem kleinen Büro, um die Bücher zu führen. Ganesh und ich wuschen das Geschirr ab, dann setzten wir uns vor den Fernseher und verfolgten – oder zumindest gaben wir vor, sie zu verfolgen – eine politische Late-Night-Diskussion.

Ganesh sagte nichts mehr, weil er offensichtlich wusste, dass ich nicht in der Stimmung war, noch weiter zu reden. Es gab nur dieses eine Thema, und wir hatten alles darüber gesagt, was es zu sagen gab. Es wäre lächerlich gewesen zu versuchen, über irgendetwas

anderes zu reden. Schließlich döste er ein, mit den Armen vor der Brust verschränkt, die Beine lang ausgestreckt und den Kopf auf einem ausgebleichten roten Kissen liegend. Er steht die ganze Woche über in aller Herrgottsfrühe auf, um die morgendlichen Zeitungslieferungen hereinzuholen und auszulegen.

Ich war mit meinen Gedanken allein. Es war leicht für Ganesh, den gemäßigten Standpunkt einzunehmen. Außerdem empfand ich es als ein klein wenig scheinheilig. Ich fragte mich, ob irgendjemand in seiner Familie einer weggelaufenen Ehefrau und Mutter verzeihen würde. Andererseits ging es hier nicht um seine Verwandten, sondern um mich. Und er redete nicht von seinen Verwandten, sondern von mir. So nah ich Gan in mancherlei Hinsicht sein mag, so gibt es zwischen uns doch immer diesen Graben, den wir irgendwie nie zu überbrücken verstehen. Ich spüre ihn mehr als Gan. Wir kommen ganz wunderbar miteinander aus, doch hin und wieder überraschen wir uns gegenseitig mit vollkommen unvereinbaren Standpunkten.

Wie dem auch sei, es war leicht für jemanden wie Clarence Duke, seine Nachricht abzuliefern. Dafür war er schließlich auch bezahlt worden. Ich wusste nicht, wie er mich gefunden hatte. Ich hatte ihn nicht gefragt, weil ich nicht mehr hatte wissen wollen. Doch trotz seines äußerlich abgerissenen Zustands schien er ein guter Detektiv zu sein. Er hatte seine Aufgabe erfüllt und wartete nun auf meine Antwort, um sie seiner Klientin zu überbringen, namentlich meiner Mutter. Ich unternahm einen letzten Versuch, mir einzureden, dass er gelogen hatte und dass sie in Wirklichkeit nicht in einer Sterbeklinik lag. Doch ich wusste, dass er die Wahrheit gesagt hatte. Die schlimmsten Neuigkeiten sind stets die wahren. Es erschien mir grausam, wenn ich mich weigerte, sie zu besuchen. Doch was konnte sie von mir wollen? Sich entschuldigen? Mich um Vergebung bitten, bevor sie starb? Trotz allem, was Ganesh gesagt hatte, und – zugegeben – trotz allem, was ich hier schreibe: Wie entschuldigt man sich für die Angst und die Verzweiflung, die man in einem sieben Jahre alten Kind hinterlässt, wenn man einfach weggeht?

Ich bemühte mich, mildernde Umstände zu finden, irgendeine Entschuldigung für ihr Verhalten mir gegenüber. Sie hatte gewusst, dass es mir bei Dad und Großmutter Varady gut gehen würde. Es war nicht so, als hätte sie mich der Gnade des Jugendamts ausgeliefert. Doch ich erinnerte mich auch, wie am Boden zerstört Dad nach ihrem schabigen Verschwinden gewesen war. Ich konnte ihn vor meinem geistigen Auge sehen, wie er mit dem Kopf in den Händen am Küchentisch gesessen hatte. Äußerlich war er darüber hinweggekommen, wie es oftmals den Anschein hat, wie es auch bei mir der Fall gewesen war. Doch der Schmerz verschwand niemals aus unseren Herzen. Wir redeten nie miteinander darüber, doch wir wussten es beide. Es war, als teilten wir ein Geheimnis.

Manchmal redete Großmutter über sie – im Allgemeinen dann, wenn sie mich zurechtwies, weil ich etwas angestellt hatte. »Was soll man schon von einem Kind erwarten, das von seiner Mutter verlassen wurde? Was ist das nur für eine Frau, die ihr eigen Fleisch und Blut im Stich lässt? Ah, mein armes, kleines Ding ...« All das sagte sie von ihrem Stuhl aus, während sie mir den Kopf tätschelte und hin und her schwankte, als würde sie im nächsten Augenblick tot zu Boden fallen. Dann packte sie meinen Kopf, zog ihn zu sich heran, riss ihn mir beinahe vom Hals und küsste mich herzlich.